

Sommersprossen



Grünes Idyll. Der Schrebergarten draussen vor der Stadt. Foto Pierre Stoffel

Nummer 29

Unser letztes Sprossenwort spriest bei einem Garten. Eigentlich: bei mehreren Gärten. Früher nannte man die kleinen Oasen, in denen die grossen Zucchetti (die man heute leider fast nirgends mehr zu kaufen bekommt und die mit Hackfleisch gefüllt so wunderbar schmecken) – früher also nannte man diese Pflanzlandplätze «Schrebergärten».

«Schrebergarten» wurde dann politisch unkorrekt. Und das Wort ausgerottet. Grund: Moritz Schreber, nach dem die Gärten benannt wurden und der sie auch initiierte, war mit seinen «heilpädagogischen Massnahmen zur Erziehung einer tüchtigen Jugend» sehr umstritten. Schreber war eigentlich Leipziger Anwalt. 1844 wurde er Leiter einer orthopädischen Heilanstalt. Doch schon sehr jung befasste er sich mit der Gesundheit der Stadtjugend, die von der zunehmenden Industrialisierung geprägt wurde. Er propagierte zum Ausgleich kleine Gartenplätze, wo sich die Stadtmenschen und Jugend mit der Natur befassen und die Gartenarbeit sie aus dem zunehmend hektischen Stadtalltag herausreissen konnte.

Schreber war ein strenger Erzieher. So empfahl er etwa gegen Masturbation «anstrengendes Baumastsägen und kalte Sitzbäder». Klar, dass man mehr als 100 Jahre später mit solchen pädagogischen Massnahmen im «Out» herumfuerte. Schreber war mit seiner Denkensart politisch nicht mehr korrekt – und der Name Schrebergarten war es auch nicht mehr.

Auch heute noch sind die Familiengärten ein wunderbarer Ausgleich zum grauen Alltag. Da hat sich nichts geändert. Für viele sind die kleinen Grünflecken mit den Gemüsebeeten und Blumen, dem kleinen Holzhäuschen und den Gartenzwerge im Grün ein Stück Ferien.

Für andere – wie beispielsweise für Migranten – bedeutet so ein Pflanzlandfleck auch ein Stück «eigener Boden» und ein bisschen «Heimat» im schwierigen Umfeld des Gastlandes.

Unser Samstagsspaziergang nun führt durch die Wanderstrasse. Sie verläuft schnurgerade.

Links und rechts stehen zumeist Mehrfamilienhäuser – man findet Coop und Migros. Und doch stösst man da mitten im Beton auch auf ein Stück Grünland.

Hier funkeln knallrote Tomaten an den duftenden Stauden (und nichts schmeckt besser als so eine frische Tomate aus dem Garten) – die letzten Sonnenblumen grüssen vor den Holzhäuschen. Kurz: Schrebergartenidylle. Oder eben nicht mehr Schreber-, sondern: Pflanzland-Traum ...

Für viele bedeutet der Garten heute übrigens auch einen «Zustupf» fürs Haushaltbudget – denn Gemüse, Salate und Beeren sind teuer geworden. Und der Garten kann helfen, eine Familie zu Selbstversorgern zu machen ...

In der Wanderstrasse also finden wir noch einige solcher Familienoasen. Am Stadtrand. Denn ein paar Schritte weiter, wenn «ausgewandert» ist, beginnt eine Landschaftsgemeinde.

Deren Namen suchen wir. Von ihr den ersten Buchstaben.

UND DAS IST EIN: ...

Damit hätten wir den ersten Buchstaben zum letzten Sprossenwort. Und das wiederum zählt sieben Buchstaben. -minu

Club de Bâle startet mit 130 Mitgliedern

Für rund drei Millionen Franken wurde das ehemalige Café Spillmann umgebaut

Von Franziska Laur

Basel. Natürlich kommt sie mit dem Fahrrad. Trotz schicker weisser Bluse und Hose lässt sich Daniela Spillmann die Fahrt im Wind nicht nehmen. «Her-einspaziert», sagt sie und führt die Gäste in das altherwürdige Haus beim Rheinsprung. Es geht ins Innere des ehemaligen Café Spillmann, heute der neue Club de Bâle. Der erste Schritt führt auf eine Stadtkarte aus dem Jahr 1914. Als Hommage an das Entstehungsjahr des Gebäudes wurde der Fussboden im Entrée damit bestückt. Einen Stock tiefer steigen bei Spillmann Kindheitserinnerungen hoch. «Ich sehe meine Grossmutter noch vor mir. Sie sass im roten Kleid an der Kasse mit einem riesigen Schlüsselbund um den Hals», erzählt sie. Ein Teil des Restaurants war stets für Künstler reserviert, die gratis verköstigt wurden. «Es war immer ein toller Ort für Begegnungen», sagt Spillmann.

Tempi passati. Das Café rentierte nicht mehr und so heckte Daniela Spillmann gemeinsam mit Baloise-Session-Chef Matthias Müller ein neues Projekt aus. «Ich träumte davon, daraus wieder einen Ort der Begegnung zu machen», sagt Spillmann. Und weil sie eine Frau ist, die den Mut hat, Risiken einzugehen, entstand die Idee des Club de Bâle. Natürlich stand auch das nötige Kleingeld – zumindest teilweise – im Hintergrund bereit. Bis zum Ziel musste Daniela Spillmann noch einige Hürden nehmen. «Meine Schwestern und Cousins waren zunächst skeptisch», sagt sie. Doch ihr Vater, damals 94 Jahre alt, heute verstorben, fand die Idee gut. So liess sich auch die Familie überzeugen. «Heute sind sie begeistert», sagt sie.

Lounge über dem Wasser

Christian Lang, ein beliebter Architekt für den Umbau historischer Häuser in Basel zeigte denn auch, worüber man je nach Geschmack begeistert sein kann. Er führte durch die Räume vom Entrée bis zur Lounge mit der Bar, welche nahezu über dem Wasser des Rheins schwebt. Eine neue Eichentreppe verbindet die Etagen. Ins Auge fallen einzelne Beschläge an Wänden und Decken, die an Rochenhaut erinnern. «Natürlich ist es keine Rochenhaut sondern Kunstleder», sagt der Architekt. Dieses sei sehr robust und nehme die Erdtöne der Böden und des Mobiliars auf. Auch die neuen Radiatoren spielen mit nostalgischen Elementen.

Sämtliche Räume sind mit kleinen Hommagen an die Geschichte bestückt. Da hängt eine Plastik von Fred Spillmann, dem berühmten Couturier, dort ein prunkvoller Kerzenständer aus dem Bestand der Familie. «Stets am Sonntag assen wir gemeinsam zu Mittag», kramt Spillmann in der Anekdotenkiste. Und da die Grossmama die Unart hatte, schon während des Essens Schokolade zu naschen, massregelte ihr Onkel Fred sie scharf. Doch ganz bestimmt hat der Grossmeister der Mode auch seinen vier kleinen Hunden ab und zu ein Stückchen Süsses zugesteckt.

Kleiner Ausguck auf dem Pissoir

Gar die Toiletten haben im neuen Gebäude ihren eigenen Touch. Sie sind mit kleinen Bänken ausgerüstet: ein Augenzwinkern des Architekten, das auf die ehemalige Abortsituation am Rhein anspielt. Im Herren-Pissoir hingegen lädt ein Ausguck zum Blick auf den Rhein. «Das zeigt die Philosophie, die hinter dem Projekt steckt», sagt Matthias Müller, der übrigens als Präsident des Club de Bâle amtiert. «Auch der Schalk soll in diesem Gebäude wohnen dürfen.» Im unteren Stock wetzt derweil schon Sternekokch Jean-Claude Wicky die Messer. Gemeinsam mit seinen zwei Gehilfen bereitet er einen Businesslunch zu – denn das Haus wird zur Eröffnung voll sein.

«Hier werden durchaus nicht nur Banker oder Anwälte verkehren», sagt Spillmann, Vizepräsidentin des Clubs. Unter den bis anhin 130 Mitgliedern seien eine ganze Reihe Ärzte und Kleinunternehmer zu finden. Sie freut sich auf den Betrieb im Haus, auf Feste und spannende Begegnungen. «Wissen Sie», sagt sie, «es ist eine Binsenwahrheit,



Umbau beendet. Daniela Spillmann (vorne) und Matthias Müller (mit Brille) haben die erste Stufe genommen. Fotos Pino Covino



Neuer Platz. Der Leuchter aus Familienbesitz macht sich gut im Club de Bâle.



Über dem Wasser. Speisen im exklusiven Club mit Blick auf den Rhein.

doch Geld allein macht nicht glücklich.» Und wie sie so da steht mit ihren blitzenden blauen Augen, offen und unternehmungslustig, nimmt man ihr ab, dass sie keine der neureichen Erbinnen ist, die sich müssig ins gepolsterte Nest setzen. «Dann würde ich das alles gar nicht auf mich nehmen», sagt sie. Mit alles meint sie nebst dem Umbau des Hauses am Rheinsprung, der insgesamt rund drei Millionen Franken gekostet hat, auch ihre beiden Geschäfte. «Ich arbeite gern und werde es tun, bis ich umfalle.»

Ketten wollten das Haus mieten

Natürlich wird nicht alles goudiert, was sie tut. Natürlich sind viele sauer auf sie und Müller, weil sie es wagen, einen Teil der Bevölkerung auszuschliessen aus ihrem exklusiven Club. Doch immerhin wird es etwas Eigenes. «Wir hätten grosse Ketten gehabt, die die Räume mieten wollten», sagt Spillmann. Diese hätten viel Geld auf den Tisch gelegt. Sie und ihre Familie winkten ab. Man wollte das Spezielle.

Darüber ist eines der neuen Clubmitglieder, Tattoo-Produzent Erik Julliard, sehr erfreut. Die BaZ erreicht ihn in Edinburgh, wo er soeben unterwegs zu einem Club ist, um Mittag zu essen. «In England und Schottland gibt es überall solche Clubs», sagt Julliard. Das schätze er sehr, um mit seinen Geschäftspartnern essen zu gehen. Für ihn ein grosser Vorteil. Und den Mitgliederbeitrag von 12000 Franken, den er im Club de Bâle jährlich zahle, habe er bis Ende Jahr lange wieder reingeholt. Im Betrag ist das Essen und Trinken inbegriffen.